

Zum Untergang des weiblichen Ödipuskomplexes

Das Wort »Untergang«, das Freud verwendet, um das Ende des Ödipuskomplexes zu bezeichnen, ist suggestiv. Unwillkürlich assoziiert die Vorstellung allerlei andere, anschauliche oder gar poetische Kontexte, beschwört vor dem inneren Auge Sonnenuntergänge in spektakulären Farben, ja, den Gipfel des Spektakulären, den Untergang der Titanic. Es heißt von Weltreichen und Dynastien, sie seien untergegangen, dem Abendland ist ein solches Ende diagnostizierend beschrieben worden. Und mit Ausnahme der Schiffe und ermatteten Schwimmer ist der Gebrauch des Wortes metaphorisch oder sitzt beim Sonnenuntergang einem Schein auf, denn obwohl wir längst wissen, daß das Verschwinden der Sonne am Horizont durch die Drehung der Erdkugel verursacht wird, sehen wir sie eben untergehen, hinter die Häuser, die Berge oder ins Wasser sinken. Es gibt keine zufällige oder unbedeutende Wortwahl, hat uns die Psychoanalyse Freuds gelehrt. Es wird nicht ohne Bedeutung sein, daß dem von ihm gewählten gleichnishaften Begriff »Untergang« entweder etwas wie eine Täuschung, bloßer Anschein, anhaften kann oder daß er da, wo er etwas stofflich Tatsächliches wie das Schiffsunglück, die Katastrophe und die spätere Faszination durch das untergegangene Relikt, das Wrack, das am Meeresgrund liegt, bezeichnet, unwiderstehlich die Neugier oder Habgier des Tauchers reizt, der von diesen versunkenen Informationen oder Schätzen magisch angezogen wird.

Weiter ist es merkwürdig und zu bedenken, daß in diesem wäßrigen Kontext ja auch das Wort »Verdrängung« vorkommt, als physikalischer Begriff, als die Wassermasse, die von einem schwimmenden Gegenstand verdrängt wird. Untergang ist also physikalisch verstanden nicht gleich Verdrängung, allenfalls ein Sonderfall. Freud spricht jedoch auch von »Verdrängung des Ödipuskomplexes«. (»Dies Doppelangesicht des Ichideals leitet sich aus der Tatsache ab, daß das Ichideal zur Verdrängung des Ödipuskomplexes bemüht wurde, ja, diesem Umschwung erst seine Entstehung dankt. Die Verdrängung des Ödipuskomplexes ist offenbar keine leichte Aufgabe gewesen.«¹) Er er-

1. Sigmund Freud (1923b): *Das Ich und das Es*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIII, S. 263.

wähnt in diesem Zusammenhang auch eine »Verdrängungsleistung«², aber für diesen besonderen Fall, den Ausgang des Ödipuskomplexes, den er auch »Umschwung« nennt, ist ihm das Wort doch nicht spezifisch, nicht stark, nicht gewalttätig genug:

»Ich sehe keinen Grund, der Abwendung des Ichs vom Ödipuskomplex den Namen einer ›Verdrängung‹ zu versagen, obwohl spätere Verdrängungen meist unter der Beteiligung des Über-Ichs zustande kommen werden, welches hier erst gebildet wird. Aber der beschriebene Prozeß ist mehr als eine Verdrängung, er kommt, wenn ideal vollzogen, einer Zerstörung und Aufhebung des Komplexes gleich. Es liegt nahe, anzunehmen, daß wir hier auf die niemals ganz scharfe Grenzscheide zwischen Normalem und Pathologischem gestoßen sind. Wenn das Ich wirklich nicht viel mehr als eine Verdrängung des Komplexes erreicht hat, dann bleibt dieser im Es unbewußt bestehen und wird später seine pathogene Wirkung äußern.«³

So greift er zu Bezeichnungen wie »Zertrümmerung«⁴ oder »Zerschellen« (»Beim Knaben [...] wird der Komplex nicht einfach verdrängt, er zerschellt förmlich unter dem Schock der Kastrationsdrohung.«⁵) oder, wie gesagt, eben zu dem spektakulären, eine Tragödie suggerierenden, schicksalsschweren Wort »Untergang«, das als Titel seines Aufsatzes aus dem Jahr 1924, *Der Untergang des Ödipuskomplexes*, wie ein ironisches Echo von Oswald Spenglers Opus klingt, das ja nichts weniger behauptete, als die *Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*⁶ zu entwerfen.

Ein Hauch von Ironie, von augenzwinkernd bewußter, ironisch gebrochener Theatralik, umwittert also (durch diesen wohl schwerlich unabsichtlichen Bezug auf einen solchen Bucherfolg, wie der 1922 wieder neu aufgelegte *Untergang des Abendlandes* es war) ausgerechnet Freuds Entwurf der Entstehung unserer als soziale Höchstleistung bewerteten moralischen und idealen Ausrichtung (nämlich unseres Aufgebens des inzestuösen Sexualobjekts mittels einer Identifizierung mit den erwachsenen Partnern des ödipalen Dreiecks, der Hereinnahme der begehrten Person und/oder des ja oft auch ebenso geliebten wie gehaßten Nebenbuhlers ins Ich, wo diese als antreibende, fordernde,

2. Ebd.

3. Sigmund Freud (1924d): »Der Untergang des Ödipuskomplexes«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIII, S. 399.

4. Sigmund Freud (1923b): *Das Ich und das Es*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIII, S. 260.

5. Sigmund Freud (1925j): »Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, S. 29.

6. Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes*, München 1918/1922.

oft Strafe heischende komplexe Gewissensinstanz das Über-Ich bilden – welcher Vorgang im Folgenden dann den Kern aller Fähigkeit zu Sublimierungen ausmachen soll). Die Phase des Ödipuskomplexes in der Entwicklung des Kindes erscheint somit wie ein versunkenes Atlantis oder Vineta, oder wie die sagenhaften Städte grauer Vorzeit sonst heißen, die einst in Pracht und Herrlichkeit existiert haben sollen und deren Untergang in den Meeresfluten die Legende einem Strafgericht Gottes zuschreibt. Einem Strafgericht, weil ihre Einwohner sich überhoben haben, in Selbstherrlichkeit, Hochmut, Verschwendung und skrupellos genießender Ausschweifung lebten. Und wenn, wie es in manchen Sagen heißt, manchmal die auf der festen Erde Lebenden noch wie eine erschütternde dumpfe Mahnung die Kirchenglocken der versunkenen Stadt unter Wasser läuten hören, dann könnte auch das ein theatralisch romantisches Bild für das Phänomen des Gewissens sein, das ja auch retrospektiv wirkt, so als wäre die sagenhafte graue Vorzeit des noch ungebändigten Trieblebens bereits voller Schuld gewesen, als hätte es sozusagen eben doch schon von jeher – wenn auch damals leichtsinnig nicht geachtete – Kirchen gegeben, obwohl das göttliche Gesetz ja gerade erst im und durch den Untergang aufgerichtet worden ist.

Mehr als eine, im wesentlichen auf Schuldgefühle angewiesene, durch sie wirksame Verdrängung, behauptet Freud, ist also zur Beendigung des Ödipuskomplexes notwendig, da diese phallische Phase, wie auch schon die orale und anale, zwar äußerliche Verbote und Versagungen, aber noch keine verinnerlichte Schuld, kein eigentliches Schuldbewußtsein zu kennen scheint. Es muß sich ihm etwas entgegenstellen, das, Freuds Wortwahl und Beschreibung des Vorgangs nach, mit einer äußeren Wahrnehmung verbunden ist, von außen her an die Wünsche und Leidenschaften des Kindes im Ödipuskomplex stößt, damit dieses »Zerschellen«, diese »Zertrümmerung« statthat. Beim Knaben ist es die Entdeckung der Penislosigkeit der Frau, die früheren, trotzig ungläubig in den Wind geschlagenen Kastrationsdrohungen in Bezug auf seine onanistischen Betätigungen plötzlich Wahrscheinlichkeit verleiht.

»Irgend einmal bekommt das auf seinen Penisbesitz stolze Kind die Genitalregion eines kleinen Mädchens zu Gesicht und muß sich von dem Mangel eines Penis bei einem ihm so ähnlichen Wesen überzeugen. Damit ist auch der eigene Penisverlust vorstellbar geworden, die Kastrationsdrohung gelangt nachträglich zur Wirkung.«⁷

Noch ohne konkrete Vorstellung, wie ein körperlicher Liebesakt vor

7. Sigmund Freud (1924d): »Der Untergang des Ödipuskomplexes«, S. 397.

sich geht, hat laut Freud das Kind der phallischen Phase sich bei der onanistischen Beschäftigung mit seinem Penis entweder (oder: sowohl – als auch) in die Rolle der Mutter oder die des Vaters phantasiert.

»Die Annahme der Kastrationsmöglichkeit, die Einsicht, daß das Weib kastriert sei, machte nun beiden Möglichkeiten der Befriedigung aus dem Ödipuskomplex ein Ende. Beide brachten ja den Verlust des Penis mit sich, die eine, männliche, als Straffolge, die andere, weibliche, als Voraussetzung. Wenn die Liebesbefriedigung auf dem Boden des Ödipuskomplexes den Penis kosten soll, so muß es zum Konflikt zwischen dem narzißtischen Interesse an diesem Körperteile und der libidinösen Besetzung der elterlichen Objekte kommen. In diesem Konflikt siegt normalerweise die erste Macht; das Ich des Kindes wendet sich vom Ödipuskomplex ab.«⁸ Und weiter: »Die Objektbesetzungen werden aufgegeben und durch Identifizierung ersetzt. [...] Die dem Ödipuskomplex zugeordneten libidinösen Strebungen werden zum Teil desexualisiert und sublimiert, [...] zum Teil zielgehemmt und in zärtliche Regungen verwandelt.«⁹

Das Genitale, meint Freud, ist also somit gerettet, aber seine Funktion als Lustspender ist aufgehoben, die Latenzzeit, die zeitweilige Unterbrechung der sexuellen Entwicklung des Kindes, setzt ein.

Sehr viel schwieriger sollte sich für Freud nun die auf dieser, für den Knaben entworfenen Grundlage aufbauende, ihr entsprechende Konstruktion der Verhältnisse beim weiblichen Kind erweisen, die er erst in der Folge und in mehreren Ansätzen in Angriff genommen hat. Die Grundfrage, wie Freud sie zusammenfaßt, lautet so:

»Auch das weibliche Geschlecht entwickelt einen Ödipuskomplex, ein Über-Ich und eine Latenzzeit. Kann man ihm auch eine phallische Organisation und einen Kastrationskomplex zusprechen? Die Antwort lautet bejahend, aber es kann nicht dasselbe sein wie beim Knaben.«¹⁰

Auch hier geht es wieder um die Entdeckung der anatomischen Verschiedenheit der Geschlechter, und sie betrifft in Freuds Theorie der Weiblichkeit genau so wie in der des Männlichen im wesentlichen das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein des Penis, also eine Markierung (0 oder 1) in einem binären System. Nach Freuds berühmter, in ihrer Lakonik durchaus nicht der (freiwilligen, unfreiwilligen?) Komik entbehrenden Beschreibung ist das kleine Mädchen, anders als der kleine Junge, der die Gegebenheiten bzw. Nichtgegebenheiten erst einmal zu übersehen, dann vor sich selbst zu verleugnen sucht, »[...] im Nu fertig mit ihrem Entschluß. Sie hat es gesehen, weiß, daß sie es nicht hat, und

8. Ebd., S. 399.

9. Ebd.

10. Ebd., S. 400.

will es haben.«¹¹ Das weibliche Kind erlebt bei Freud seine entdeckte Penislosigkeit also als Minderung, als Mangel, als Herabsetzung seiner phallischen Lust an der Klitoris, als wäre diesem eher fühlbaren als sichtbaren Organ durch die Entdeckung des weit spektakuläreren Penis im Vergleich etwas verlustig gegangen, ja, als wäre es kastriert.

»Es ergibt sich also der wesentliche Unterschied, daß das Mädchen die Kastration als vollzogene Tatsache akzeptiert, während sich der Knabe vor der Möglichkeit ihrer Vollziehung fürchtet.«¹²

Bekanntlich haben sich an dieser Behauptung die psychoanalytischen Geister geschieden. Mehr oder minder vehement wurde Freud von anderen Analytikern und Analytikerinnen auf Grund ihrer eigenen Beobachtungen und klinischen Erfahrungen widersprochen, und im Zuge des Feminismus wurde ihm auch eine totale, macho-patriarchale Verkenntung, ja, Unterdrückung der weiblichen Selbsterfahrung vorgeworfen. Diese Polemik in einem auch nur einigermaßen umfassenden Überblick zu entfalten, würde zumindest ein dickes Buch füllen, und es wäre so gut wie unmöglich, sie unparteiisch darzustellen, da niemand, der die Psychoanalyse ernst nimmt, ausschließen könnte, in seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Frage doch von seinem unbewußten eigenen Begehren gelenkt zu sein. Die Überlegungen, die ich nun dazu anstellen möchte, sind diesem Wissen verpflichtet, sind notwendig subjektiv und können auch nur eine Auswahl aus dem gewaltigen Komplex sein, ein persönlicher stückhafter Ordnungsversuch meiner Lektüren und der Erfahrungen aus meiner psychoanalytischen Arbeit.

Zwei Punkte scheinen mir in der Freudschen Konstruktion des weiblichen Ödipuskomplexes und dessen Untergangs hervorzuheben zu sein: Zum einen die Funktion der Entdeckung des geschlechtsunterscheidenden Penis, die er in der libidinösen Entwicklung des kleinen Mädchens mit anderer Wirkung ansetzt als die Entdeckung des Knaben, daß ähnliche Kinder wie er, nämlich die Mädchen, ein solches Genitalorgan nicht besitzen. Im Unterschied zum männlichen Kind, wo diese Entdeckung das Ende, das Zerschellen, den Untergang des Ödipuskomplexes bewirken soll, bildet sich beim kleinen Mädchen aus der präödiapalen libidinösen Beziehung zur Mutter nun – neben verschiedenen Reaktionen der Verleugnung oder des Neids – der Ödipuskomplex erst heraus, als ein sekundärer: »längs der vorgezeichneten symbolischen Gleichung Penis = Kind« gleitet seine Libido innerhalb der phallischen Phase »in eine neue Position. Es gibt den Wunsch nach

11. Sigmund Freud (1925j): »Einige psychische Folgen«, S. 24.

12. Sigmund Freud (1924d): »Der Untergang des Ödipuskomplexes«, S. 401.

dem Penis auf, um den Wunsch nach einem Kinde an die Stelle zu setzen, und nimmt *in dieser Absicht* den Vater zum Liebesobjekt.«¹³ Wo die Entdeckung beim Knaben eine gefährliche Bedrohung seines Narzißmus bedeutet, Kastrationsangst auslöst, hat in Freuds Konstruktion das Mädchen nichts mehr zu verlieren, es konstatiert einen vor aller Erinnerung liegenden, nun aber plötzlich offenbar gewordenen Verlust. Sein Narzißmus erleidet durch die Entdeckung eine Einbuße, es fühlt sich benachteiligt und verfällt dem Neid auf das andere, besser ausgestattete Geschlecht. In der 33. Vorlesung *Die Weiblichkeit* (1932) schreibt Freud:

»Der Ödipuskomplex des Knaben, in dem er seine Mutter begehrt und seinen Vater als Rivalen beseitigen möchte, entwickelt sich natürlich aus der Phase seiner phallischen Sexualität. Die Kastrationsdrohung zwingt ihn aber, diese Einstellung aufzugeben. Unter dem Eindruck der Gefahr, den Penis zu verlieren, wird der Ödipuskomplex verlassen, verdrängt, im normalen Falle gründlich zerstört und nun als sein Erbe ein strenges Über-Ich eingesetzt. Was beim Mädchen geschieht, ist beinahe das Gegenteil. Der Kastrationskomplex bereitet den Ödipuskomplex vor anstatt ihn zu zerstören, durch den Einfluß des Penisneides wird das Mädchen aus der Mutterbindung vertrieben und läuft in die Ödipus-situation wie in einen Hafen ein.«¹⁴

Also wieder verwendet Freud ein nautisches Bild. Wenn ein Schiff aber einmal in den Hafen eingelaufen ist, wird die Aussicht auf einen Untergang allerdings kaum mehr wahrscheinlich sein, diese Gefahr liegt hinter ihm. Und in der Tat heißt es bei Freud nun:

»Mit dem Wegfall der Kastrationsangst entfällt das Hauptmotiv, das den Knaben gedrängt hatte, den Ödipuskomplex zu überwinden. Das Mädchen verbleibt in ihm unbestimmt lange, baut ihn nur spät und dann unvollkommen ab.«¹⁵

Beim Mädchen spricht Freud also nicht eigentlich von Untergang. Und das führt uns zu dem zweiten Punkt, den ich hervorheben möchte und der vom ersten abhängt, mit ihm kausal verschränkt ist: Er betrifft die Frage der Aufrichtung des Ichideals oder Über-Ichs, die Freud beim Knaben ja als der – für das Mädchen bedeutungslosen – Kastrationsdrohung geschuldet erklärt. In der Tat setzt Freud den eben zitierten Passus aus der *Weiblichkeit* so fort:

»Die Bildung des Über-Ichs muß unter diesen Verhältnissen leiden, es kann nicht die

13. Sigmund Freud (1925j): »Einige psychische Folgen«, S. 27/28.

14. Sigmund Freud (1933a [1932]): *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XV, S. 138.

15. Ebd.

Stärke und die Unabhängigkeit erreichen, die ihm seine kulturelle Bedeutung verleihen und – Feministen hören es nicht gerne, wenn man auf die Auswirkungen dieses Moments für den durchschnittlichen weiblichen Charakter hinweist.«¹⁶

Das phallische kleine Mädchen hat keinen Penis, kein allerwertvollstes Anhängsel seiner Person zu verlieren, es hat höchstens eine Schädigung des narzißtischen Bilds von sich selbst zu riskieren, es kann zu der Meinung kommen, unvollständig und damit nicht begehrens- oder liebenswert zu sein. Was heißt das – wohlgemerkt immer auf der logischen Basis der Freudschen Konstruktion – für sein Ichideal? Wenn das aus Kastrationsangst aufgerichtete männliche Ichideal der narzißtischen Erhaltung, ja, Rettung des Genitales dient, indem es seine sexuelle Funktion zunächst unterbindet, sozusagen auf Eis legt, ist das im Grunde eine vom Narzißmus her gesehene Herabsetzung des sexuellen Begehrens, deren spätere Problematik beim Mann Freud ja als »allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens« beschrieben hat. Nur die zärtlichen, verehrenden Regungen der Mutter/Frau gegenüber sind ichgerecht, das rein Sexuelle hingegen kann in einem Abgespaltensein, ja, im Widerspruch zum Ichideal verharren. Der Narzißmus kann beim Mann also einer Gespaltenheit oder einem inneren Konflikt unterliegen, der sich so äußert, daß die sexuelle Befriedigung des Triebs eine Verachtung für das zu diesem Ziel gewählte, dazu bereite Objekt mit sich bringt oder geradezu zur Bedingung hat oder auch, daß seine Potenz da versagt, wo er eine Frau verehrt oder gar auf ein weibliches Begehren stößt, das seinen Penis in Gefahr bringen könnte, weil das Interesse daran von jemandem, der so etwas nicht hat, nur heißen könnte, daß »sie« ihn haben, ihm also wegnehmen will. Und gleichzeitig fordert sein Narzißmus, daß er seinen Mann stehen soll, nicht nur in sublimierter Weise in sozialen, moralischen Konkurrenzzusammenhängen, sondern eben auch im Bett: Denn wozu hat er das kostbare Organ gerettet, wenn es dann keine Betätigung und deren Anerkennung findet? Bei der Frau ist dagegen im Ödipuskomplex, der von Freud für sie das Attribut des Sekundären hat, kein phallisches Anhängsel zu retten. Die Klitoris als lustspendendes Organ soll in der Freudschen Konstruktion ja nicht gerettet werden, sondern in der späteren Vollendung der weiblichen sexuellen Entwicklung ihre Funktion an die Vagina abtreten, von der aber zunächst in der phallischen Phase, die zum Ödipuskomplex führt, noch keine Rede sein soll. Der Ödipuskomplex ist auf der Grundlage dieser Einbuße ein Hafen für das Wünschen, für die Hoffnung, etwas zu bekommen, die verlorene Vorstellung der eigenen Vollkommenheit zurückzugewinnen. Eine Lösung für den Penisneid, wenn die Erwartung scheitert, daß der eigene kleine

16. Ebd., S. 139.

Phallus, die Klitoris, noch wachsen wird. Wenn das Mädchen keinen eigenen gewachsenen Penis mehr bekommen kann, dann dafür doch (wie die Mutter) ein Kind – vom Vater. Und zu diesem Behuf muß das kleine Mädchen dem Vater gefallen, es muß sich vom Vater geliebt fühlen, sein Interesse und schenkendes Wohlwollen auf sich ziehen können – mehr als die Mutter, zu der es im Ödipuskomplex, wenn dieser den Namen berechtigt trägt, in Konkurrenz und Rivalität tritt. Und so sind die Motive dafür, daß der Ödipuskomplex schließlich wieder aufgegeben wird, höchstens einer Kette von Enttäuschungen und Versagungen geschuldet (Desinteresse des Vaters am weiblichen Kind oder väterliche Verachtung des weiblichen Geschlechts überhaupt, möglicherweise der Umstand, daß die Mutter – und nicht das ödipal verliebte Mädchen – wieder ein Kind von ihm bekommt, zum Beispiel.)

»Beim Mädchen«, schreibt Freud, »entfällt das Motiv für die Zertrümmerung des Ödipuskomplexes. Die Kastration hat ihre Wirkung bereits früher getan, und diese bestand darin, das Kind in die Situation des Ödipuskomplexes zu drängen. Dieser entgeht darum dem Schicksal, das ihm beim Knaben bereitet wird, er kann langsam verlassen, durch Verdrängung erledigt werden, seine Wirkungen weit in das für das Weib normale Seelenleben verschieben. Man zögert es auszusprechen, kann sich aber doch der Idee nicht erwehren, daß das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes wird. Das Über-Ich wird niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Mann fordern. Charakterzüge, die die Kritik seit jeher dem Weibe vorgehalten hat, daß es weniger Rechtsgefühl zeigt als der Mann, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens, sich öfter in seinen Entscheidungen von zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten läßt, fänden in der oben abgeleiteten Modifikation der Über-Ichbildung eine ausreichende Begründung.«¹⁷

Gleich in den nächsten Sätzen setzt Freud zwar gleichsam entschuldigend und zurücknehmend hinzu, daß auch bei Männern das Über-Ich meistens zu wünschen übrig lasse und daß wegen der angeborenen Bisexualität aller Individuen die reine Männlichkeit und Weiblichkeit theoretische Konstruktionen bleiben müßten, aber es geht eben gerade um diese Konstruktionen. Und diejenige für die Weiblichkeit besagt, daß das Über-Ich bei der typischen Frau verbunden ist mit Affektivem, d.h. mit der alles überragenden Bedeutung, geliebt zu werden, sich für liebens- und/oder begehrenswert halten zu können, damit sie vom Anderen das ihr Fehlende, sie Ergänzende bekommt. In anderen Worten, daß das Über-Ich nicht abstrakt wird, sondern mit dem Anspruch an Personen und deren Wertschätzung verbunden bleibt, z.B. mit der Schätzung durch einen Mann, dessen Ideale (oder Meinungen, Ziele,

17. Sigmund Freud (1925j): »Einige psychische Folgen«, ebd., S. 29/30.

Interessen, moralische oder amoralische Positionen) einfach übernommen werden, so wie z.B. Tschechows Erzählung *Seelchen* das höchst eindrücklich und anschaulich tragikomisch beschreibt.

Was bedeuten nun diese Freudschen Konstruktionen für die praktische analytische Arbeit, besser gesagt: Kann und wenn ja wie kann man heute noch damit arbeiten? Die gesellschaftlichen, sozialen Veränderungen in der Stellung der Frauen seit Freud sind schließlich unübersehbar. Ich muß dazu aus einem seiner Brautbriefe an Martha zitieren:

»Es ist auch ein gar zu lebensunfähiger Gedanke, die Frauen genauso in den Kampf ums Dasein zu schicken wie die Männer. Soll ich mir mein zartes, liebes Mädchen zum Beispiel als Konkurrenten denken; das Zusammentreffen würde doch nur damit enden, daß ich ihr [...] sage, daß ich sie lieb habe und daß ich alles aufbiete, sie aus der Konkurrenz in die unbeeinträchtigte stille Tätigkeit meines Hauses zu ziehen. Möglich, daß eine veränderte Erziehung all die zarten, des Schutzes bedürftigen und so siegreichen Eigenschaften der Frauen unterdrücken kann, so daß sie wie die Männer ums Brot werben können. Möglich auch, daß es nicht berechtigt ist, in diesem Fall den Untergang des Reizendsten, was die Welt uns bietet, unseres Ideals vom Weibe zu betrauern; ich glaube, alle reformatorische Tätigkeit der Gesetzgebung und Erziehung wird an der Tatsache scheitern, daß die Natur lange vor dem Alter, in dem man in unserer Gesellschaft Stellung erworben haben kann, [die Frau] durch Schönheit, Liebreiz und Güte zu etwas [anderem] bestimmt.«¹⁸

Nun, dieser Untergang ist wirklich geschehen, zwar haben die Frauen der ärmeren Stände auch schon früher im Kampf ums Dasein ganz selbstverständlich auf den ihnen vorbehaltenen Gebieten mitgekämpft, aber heute werben Frauen tatsächlich, und oft wirklich in harter Konkurrenz mit den Männern, um Brot und werden dazu erzogen; das männliche Ideal vom Weibe, wie der verlobte Freud es ausspricht und dem der verheiratete Freud wohl angehangen hat, ist tatsächlich untergegangen, aber ich denke, es wäre ein voreiliger Kurzschluß, mit dieser heute so unzeitgemäß anmutenden Aussage zu seinem Frauenideal – und wohlgermerkt, er spricht von Ideal – gleich die ganze, weitaus später in minutiöser Arbeit entstandene Freudsche Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit und deren Bedingung durch den Ödipuskomplex und dessen geschlechtsverschiedene Bewältigung als untergegangen zu betrachten und abzutun.

Ich möchte zu Freuds Konstruktion der Weiblichkeit hier eine der Frauen zu Wort kommen lassen, deren Porträtphotographie er auf

18. Sigmund Freud: *Brautbriefe*, Briefe an Martha Bernays aus den Jahren 1882-1886, Frankfurt/M. 1968, S. 57 [Brief v. 15. 11. 1883; Taschenbuchausgabe, S. 64].

seinem Bücherregal aufgestellt hatte und die eine gewiß außergewöhnliche Frau war und die ein in der Freizügigkeit ihres Liebeslebens, der Freiheit und Selbstgewißheit ihres Intellekts und der tapferen Art, nach dem verlorenen Familienvermögen sich mit Schreiben ihren Unterhalt zu verdienen, kühn alle Konventionen überschreitendes Leben führte und die trotzdem seinem Frauenideal und seiner Konzeption vom weiblichen Über-Ich gehuldigt hat: Lou Andreas-Salomé. 1928 hat sie zur Frage des weiblichen Über-Ichs einen Aufsatz mit dem Titel veröffentlicht *Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat*. Es ist eine Freuds Thesen von *Totem und Tabu* aufgreifende Abhandlung über Schuld und die Entstehung der Religiosität, die für Lou Andreas-Salomé im Erotischen wurzelt, dessen Urgrund der Narzißmus ist. In diesem Aufsatz nur in Verkürzung, in anderen Schriften, z.B. in *Zum Typus Weib, Psychosexualität, Narzißmus als Doppelrichtung* ausführlicher, erklärt sie als die Urverletzung die Ablösung des Einzelwesens von der es umgebenden Welt, die Erkenntnis »nicht alles« zu sein, das Auftauchen des Anderen und der Trennung, sich zerteilen zu müssen in

»bewußte Eigenliebe und in Liebesüberbrückungen zu den Einzelobjekten draußen. Das gelingt am frühesten am leiblichen Erleben; besitzen wir an unserer Leibhaftigkeit doch dasjenige Stück Außenwelt zu eigen, das wir einerseits nur so indirekt kennen lernen können, wie sonstige Fremdstücke der Welt, und das andererseits unverbrüchlich uns selbst, unser Selbst, bedeutet.«¹⁹

Aber in diesem Auftauchen setzt sie einen entscheidenden Unterschied für die Geschlechter. Für den Mann beschreibt sie das so:

»[...] die Breite des Allesseins stellt sich [...] auf in die senkrechte Linie der Wertung, des über alles Schätzenswerten. Gewertet wird erst, wo schon verglichen wird, wo das quantitativ Ausschließliche, Unteilbare, das man vor sich selbst darstellte, qualitativ ersetzt zu werden strebt. Der Anspruch, alles zu sein, wandelt sich in die Aufforderung, sich anzustrengen; das infantil Gewünschte wird zur männlichen Aktion am Leben.«²⁰

In der Eifersucht auf den Vater erschlägt das männliche Kind in der Phantasie sein narzißtisches Vor- und Ebenbild, das sich ihm im selben Zug in der Verinnerlichung aus Reue und Schuldbewußtsein zur göttlichen, idealen, nie ganz zu erreichenden Instanz erhebt. Oder an-

19. Lou Andreas-Salomé: »Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat«, in: *Almanach für das Jahr 1928*, Wien 1927, S. 24-30, hier S. 26.

20. Ebd., S. 27.

ders gesagt: Das männliche Kind, das alles zu sein glaubte für sich und die Mutter, für sich unabgelöst von der Mutter, das ein und alles war mit sich und der Welt, erkennt in dem diese Einheit störenden, trennenden Vater den Rivalen und Größeren, wünscht ihn zu beseitigen, und wird, zerknirscht durch den Vergleich mit dessen bedrohlicher Überlegenheit, ein Strebender, der in Schuldbewußtsein ein Leben lang einem väterlichen Ideal dienen wird. Für die Frau heißt es nun bei Salomé:

»Man darf beinahe sagen, [...] von diesem Verzicht auf die narzißtische Breitenlagerung als stärkstem Ansporn zum wertverpflichtenden Aufstieg wird das weibliche Geschlecht nur wenig berührt. Es fällt gleichsam nicht ganz heraus aus der Vaterliebe, der das männliche Geschlecht sich erst wieder anpassen muß; in Freuds Terminologie hieße das: im Weibe muß der Inzestwunsch nicht ganz so total überwunden sein wie im Manne; wie ja auch die Kastrationsdrohung am Weibe sinnlos wird. Wohl überschätzt auch das Weib seine Vater-Imago, ja restloser noch als der Mann, aber es geschieht zwiespaltloser; der das Objekt vergöttlichende Bluttausch verfeinert sich nur bis ins Geistigste hinauf; verliert nie gänzlich den letzten zarten Schwips gewissermaßen, der immer noch aus der leiblichen Unverwandschaft gespeist ist, aus der sich darin verwirklichenden Vater-(= Gottes=)Kindschaft.«²¹

Schlichter gesagt (obwohl diese unbekümmerte Formulierung vom Schwips beachtlich ist): Nach Lou Andreas-Salomé bedeutet die Entdeckung des Geschlechtsunterschieds in der phallischen Phase für das männliche Kind die Aufrichtung des Ideals des Stärkeren, des Vaters, den es als Kastrationsdrohung schuldvoll wegen seiner Todeswünsche am realen Vertreter zu einer abstrakt göttlichen Gesetzesinstanz verinnerlicht, für die Frau hingegen zieht sich das Phallische ins Innere des Körpers zurück als nun verborgener und geborgener unveräußerlicher Schatz, so wie sie es aus der eigenen Erinnerung an den »Wunderkasten« mit den juwelenartigen Knöpfen, die im Unterschied zum Geld nie weggegeben wurden und mit denen das kleine Mädchen spielen durfte, beschreibt.

Diese schatzartigen Knöpfe als gehütetes, in einem Kasten aufbewahrtes Attribut des Weiblichen verweisen in ihrer Symbolik der Brustwarzen gleichzeitig auf die Trennung, auf von der Mutter ablösbare Teile, wie auf das Bewahren, das »Unveräußerliche«, wie sie sagt. Die Frau bewahrt ihr Kostbares unsichtbar im Inneren, wie die Berge, in deren Höhlen Schätze liegen und die ja tatsächlich »Jungfrau« heißen können. Mit der fortschreitenden Sozialisierung – schreibt Salomé über ihre eigene Erfahrung –

»zog sich dasjenige, worüber kein Anderer zu verfügen hat, von den sozusagen äußeren Gütern des Lebens ins gleichsam Unsichtbare, Unfaßbare zurück, als etwas, das man sich nicht erst erwerben, verdienen, erkämpfen, aus zweiter Hand empfangen kann, sondern unverlierbar, ein für allemal, laut oberster Instanz, besitzt. Diese oberste Instanz ist in einem strenggläubigen Elternhaus von selbst gegeben. So wurde hier, unter dem Ausdruck der gegebenen Religion, ein Stück zurückbehalten von der »Allmacht der Gedanken« im Freudschen Sinne des Wortes, diese Allmacht über die Tatbestände wurde als Knopf deponiert da, wo der Augenschein der Wirklichkeit nicht mehr hinreichte.«²²

Das erotisch religiöse Gottesbild und Gotteskindtum der Frau stellt so die imaginierte Entschädigung für die Verletzung des frühkindlichen Narzißmus dar, es ist eine Art unsichtbarer, unendlich gütiger göttlicher Großvater, der die Taschen voller Spielzeug hat und dem das kleine Mädchen auf den Schoß klettern darf. Schuld muß dabei kaum eine Rolle spielen, das Mädchen »hat eben seine Gesetzlichkeit und Ordnung anderswo«.²³ Daher hat Lou Andreas-Salomé die Frau auch das »Glückstier« nennen können, das menschliche Wesen, dem Leiblichkeit und Geistiges nicht auseinanderfallen, weil von der frühen Kinderzeit an die phantastische Vorstellung eines Stückes allereigensten, unantastbaren Leiblichen eben reine Phantasie, eine geistige Gewißheit von Gottes Gnaden ist, so daß dem eigentlich Weiblichen das Paradoxon gelingt,

»das Vitalste als das Sublimierteste zu erleben. Dieses Vergeistigen und Idealisieren in seiner Unwillkürlichkeit läßt sich veranlaßt denken dadurch, daß dem weiblich-einheitlichen Wesen nach, in den Übertragungen der Liebe lebenslang deren ursprünglicher Ausdruck fühlbarer gegenwärtig bleibt als dem Mann – jene uranfängliche Verschmelzung mit dem Ganzen, darin wir ruhten, ehe wir uns selber gegeben waren und die Welt in Einzelgestaltungen vor uns aufging.«²⁴

Diese Mittelstellung der Frau zwischen »Kreatürlichem und Überpersonellem« bestimmt als ihre spezifische Kulturleistung, als das Schöpferische an ihr, die Mutterschaft. Sie ist es,

»die das Weib in seinem weiblichsten Umkreis so zurande leben läßt, daß es, einen neuen Lebenskreis aus sich schaffend, einer männlichen Wesensleistung nahe zu kommen scheint: zeugend, nährend, schützend, führend. Von jeher weckte es damit des Mannes Neid, als vergriffe es sich damit am Mannesähnlichsten, und entwiche ihm damit zu-

-
22. Lou Andreas-Salomé: »Zum Typus Weib«, in: *Imago. Zeitschrift für Anwendungen der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften*, Bd. III, 1, 1914, S. 1-14, hier S. 4.
 23. Lou Andreas-Salomé: »Was daraus folgt«, S. 28.
 24. Lou Andreas-Salomé: »Zum Typus Weib«, S. 11.

gleich am unerreichlichsten in des Leibes Mysterium, wie ihm die eigene Mutter das Unerreichliche des Schönsten war.«²⁵

Lou Andreas-Salomé hat damit in ihrer begeisterten Zustimmung zu Freud im Grunde dessen Thesen auf den Kopf gestellt: Aus dem Verlust, den freudianisch gesehen die Kastration für den weiblichen Narzißmus darstellt, macht sie einen unverbrüchlichen Gewinn an innerem Reichtum, aus dem Nicht-Haben eine erotisch getönte Seinsfülle, aus dem Penisneid den Neid des Mannes auf die Mutterschaft – und in der Tat, wenn man ihre Schriften und ihre Briefe liest, gewinnt man den Eindruck eines Menschen, dem jedes Sich-vergleichen-Müssen, jeder Größenwahn, jede Angeberei genau so fremd war wie irgend ein Neidgefühl und der sich jederzeit seiner körperlichen und geistigen Anziehungskraft als etwas völlig Selbstverständlichem so sicher war, daß das gar nicht erwähnt oder vielleicht nicht einmal bewußt zu werden brauchte.

Solche Frauen, wie Salomé sie als weiblichen Typus konstruiert, wären über den Penisneid erhaben, den sie eine »Gleichheitssucht« nennt, im

»Wettkampf um Rechte; was die Frau ja auch wählen kann, bleibt sie sich nur klar bewußt, daß, unvermeidlich, ihre ureigensten Quellengebiete dabei eintrocknen, daß sie damit die Grenze übertritt zur Dürre und Drangsal von Zwiespalten, die sie, in Rebellen-ehrgeiz und Schuld, sich selbst entfremden; kurz: daß sie den Vater totzuschlagen be-ginnt.«²⁶

In ihren Worten ausgedrückt, müßte ich freilich sagen, daß die Frauen, die in meiner psychoanalytischen Praxis zu mir sprechen, alle zumindest ein Stück dieser Schuld auf sich geladen haben, daß sie an Zwiespalt leiden, daß sie ein Ichideal haben, das ihnen oft einen fast auswegslosen Konflikt auferlegt zwischen intellektuellem und beruflichem Ehrgeiz und Geliebt-werden-Wollen, und wenn sie keine Kinder haben, Zweifel daran, ob sie nicht doch Mütter werden sollen oder dürfen, oder Verzweiflung, möglicherweise das Wesentliche im Leben verpaßt zu haben; wenn sie Kinder haben, die immer peinigende Angst, keine gute Mutter zu sein, etwas falsch zu machen, der Aufgabe nicht zu genügen, ob sie sich ihr nun ganz widmen oder daneben einem Beruf nachgehen. Die von der Gesellschaft vermittelten Vorstellungen über die ideale Frau haben sich gewiß radikal kompliziert, sie soll ja am Besten alles in sich vereinen: beruflich erfolgreich, sexuell attraktiv

25. Lou Andreas-Salomé: »Was daraus folgt«, S. 28f.

26. Ebd., S. 29.

und genußfähig und dazu noch eine warmherzige, ermutigende, verlässliche, immer aufmerksame Mutter sein. Es kommen auch Frauen, die viele Sitzungen lang über die immer noch nicht vollzogene eigene Emanzipation, ihre Abhängigkeit vom Versorgtwerden oder Versorgt-werden-Wollen klagen oder darüber, daß sie auch heute noch dauernd auf Benachteiligungen oder verächtliche Behandlung wegen ihres Geschlechts stoßen. Selbstverständlich sind die solchen Klagen zugrunde liegenden Ideale einer jeden Einzelnen geprägt durch den ganz realen, oft, weil allzu sattsam bekannt, nur banal artikulierbaren Einfluß, den soziale Verhältnisse und gesellschaftlich anerkannte Ideale ausüben und ausübten, in der Kindheit durch die Erziehung, durch Eltern, deren Vorstellungen und Unbewußtes ja ebenfalls dem Einfluß dieser Ideale unterworfen sind. Aber in der Psychoanalyse gibt es nur Einzelfälle, gibt es nur den besonderen Menschen und seine besondere Positionierung in der Gesellschaft und in seinem Geschlecht, es gibt nur sein durch besondere Umstände ausgebildetes Ichideal, sein Leiden daran, ihm nie zu genügen, und die besondere Art, wie er zu jemandem davon spricht, dem er unterstellt, daß dieser durch dieses Sprechen mehr über ihn erfährt, mehr über ihn weiß als er selbst, also die besondere Art, wie er an den anderen, zu dem er spricht, Anspruch erhebt. Bedeutet das Ernstnehmen der Freudschen Konstruktionen ein Wissen darüber, wie ein »normaler«, ein »richtiger« Mann, eine »normale«, eine »richtige« Frau sein müßte, sich zu verhalten und zu empfinden hätte, damit anhand dieses Modells ein Neurotiker/eine Neurotikerin, bei dem/bei der etwas im aufzustellenden Ablauf seiner/ihrer psychosexuellen Entwicklung schiefgelaufen ist, geheilt werden kann? Und muß der Analytiker dabei in Rechnung stellen, daß es sozusagen eine männliche und eine weibliche Variante von Über-Ich gebe, streng abstrakt, kategorisch imperativisch aufs Allgemeine zielend beim Mann und im Persönlichen verhaftet, aufs Anziehendsein, aufs Geliebtwerden, aufs Befruchtetwerden, aufs Fruchtbarwerden (Mutterwerden) ausgerichtet bei der Frau? Das sind natürlich rhetorische Fragen, denn es ist noch nie die Aufgabe der Psychoanalyse gewesen, normativ zu wirken oder Normen anzuwenden. Ihre Aufgabe ist es, sich das Sprechen anzuhören, sich erzählen zu lassen und aus den Strukturen dieses Sprechens, dieses Sich-Wendens an einen anderen, aus den an ihn gerichteten Ansprüchen, aus den für ihn bestimmten Erzählungen zu erschließen, worum es im Besonderen geht, worum es diesem besonderen Menschen, indem er zu einem anderen spricht, geht und wovon er nichts weiß.

Und hier will ich an das mythisch Katastrophische, Poetische, Scheinhafte erinnern, das Freud mit seiner möglicherweise ja auch leise ironischen Wortwahl »Untergang des Ödipuskomplexes« beschwört. Auch seine Mitteilungen über den Ödipuskomplex und dessen Ausgang bei den beiden Geschlechtern sind Erzählungen, überpersönliche My-

then, und wenn man sie als solche nimmt, sind sie so brauchbar wie am Tag ihrer ersten Niederschrift, denn in vielen einzelnen Variationen werden sie im Besonderen immer wieder nacherzählt, in den Analysen immer wieder zu hören sein, auch wenn die Erzählung vielleicht alle von Freud erzählend vorgebrachten einzelnen Umstände zu widerlegen scheint. Jeder Einzelne hat eine mythische Zeit des frühkindlichen Triblebens hinter sich und somit sein versunkenes Atlantis, dessen im Wasser läutende Kirchenglocken drohend und mahnend und vielleicht auch wehmütig lockend im Sprechen während der Analyse noch zu vernehmen sind. Mythen unterscheiden sich allerdings von den besonderen Erzählungen dadurch, daß sie an alle, nicht an jemanden Besonderes gerichtet sind, daß sie für die Allgemeinheit innerhalb einer Kultur gelten. Und für alle gilt, was Freud in *Die endliche und die unendliche Analyse* den »gewachsenen Fels« des Biologischen²⁷ nennt: die Tatsache, daß es biologisch, anatomisch, zwei verschiedene Geschlechter gibt, von denen das eine einen unter bestimmten Umständen erektionsfähigen Penis hat, das andere ein anders gestaltetes Genitale, Brüste und im allgemeinen auch für eine gewisse Zeitspanne die organische Möglichkeit, ein Kind zu empfangen und zu gebären. Es war nicht Freuds Entdeckung, daß in jedem Individuum verkümmerte körperliche Anlagen des anderen Geschlechts vorhanden sind, das hatte die Wissenschaft seiner Zeit bereits erkannt, und er hat dem Rechnung getragen; selbst die Entdeckung, daß der sexuelle Trieb dem Wissen vom anderen Geschlecht vorangeht, sich zunächst unabhängig von der Geschlechterdifferenz betätigt, ist nicht nur seine persönliche – aber die logische Konsequenz, die er daraus ableitet, ist einer der Kernpunkte der Psychoanalyse. Diesen Eintritt in das Wissen von der Existenz des anderen Geschlechts, die Bändigung und Umgestaltung der Triebreigungen und deren Ausrichtungen auf Objekte, versieht Freud mit dem Begriff der Kastration. Aber was heißt das? Tatsächlich genommen wäre das ein Gedanke, gegen den sich aller gesunde Menschenverstand doch einfach empören müßte – denn es geht hier beim Kind ja nicht wie bei der wirklich vorgenommenen Kastration in der Tierzucht um eine Unterbindung der Zeugungsfähigkeit oder Fruchtbarkeit, von denen das Kind ja noch gar nichts wissen kann, sondern um den Verlust des Genitales schlechthin, um Haben oder Nicht-Haben und um das Sein »mit oder ohne«. Es geht aber bei dem Freudschen Begriff der Kastration nicht um das reale Genitale, es geht um einen phantasmatischen Verlust von etwas dem Trieb Dienenden, den Trieb Verkörpernden, und diese Tatsache wird an seiner mythischen Erzählung von der Sexualentwicklung des kleinen Mädchens deutlicher als an der ent-

27. Sigmund Freud (1937c): »Die endliche und die unendliche Analyse«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XVI, S. 99.

sprechenden vom männlichen Kind. Beim Mädchen spricht Freud von der *symbolischen* Gleichung Kot-Penis-Kind, längs der die Libido gleitet, also von symbolischer Ersetzung, von sprachlicher Metaphorik, die in den Trieb eingreift, dessen Ziel verschiebt, das Begehren bestimmt. Bei der Konstruktion für das Mädchen läßt er ausdrücklicher die Wirkung der Sprache als solche mit ihrer Verschiebung der Bedeutungen hervortreten. Und daß er – gegen allen Einspruch aus sich dem Tatsächlichen verpflichtet glaubenden Beobachtungen anderer – unbeirrt daran festgehalten hat, daß es auch beim Mädchen um den Begriff der Kastration gehe (ganz ähnlich wie, wenn auch anders als beim Jungen), das verleiht diesem Begriff der Kastration die Bedeutung eines symbolischen Verlusts – nicht des realen Penis, sondern des imaginären, phantasmatischen, und daher ist trotz Freuds Ausdrucksweise in seinen mythischen Erzählungen vom frühkindlichen Triebleben, wo er meistens von Penis spricht, weil Mythen eben auf der konkret anschaulichen, stofflichen Ebene angesiedelt sind, auf der theoretischen Ebene sein Ausdruck dafür das Phallische. Phallus aber ist kein Wort, das einfach ein Ding oder Organ bezeichnet, es ist ein Wort, das auf sich als Wort verweist oder wie Freuds Leser Jacques Lacan sagt: auf sich als Signifikanten. Der Ödipuskomplex, der sich in der phallischen Phase konstituiert, läuft in Freuds Beschreibung im Zeichen dieses Signifikanten ab, der nach Lacan bestimmt ist, die Wirkungen der Tatsache, daß man spricht, schlechthin zu bezeichnen. Das ist eine theoretische Erkenntnis oder auch Hypothese, wie Sie wollen, Kinder werden in der »phallischen Phase« natürlich nie auf das Wort Phallus stoßen – und übrigens auch nicht auf das Wort Kastration. Aber sie stoßen auf die Wirkungen der Sprache, die ihr körperliches Erleben nicht nur einfach begleitet oder ergänzt oder mitteilbar macht, sondern den anderen, von dem ihnen die Sprache kommt, als anderen in ihrem Erleben selbst einführt und somit eine Trennung von ihm (von der Mutter) und gleichzeitig auch eine Spaltung in ihnen selbst, – und das ist ein nie wieder einholbarer Verlust einer Einheit oder Ganzheit oder Ungebrochenheit des Erlebens von Trieb und Befriedigung, von der wir nur retrospektiv mythisch etwas erinnernd zu ahnen meinen. Sie stoßen im Sprechen auf das Begehren des anderen. Und mit diesem Anderen der Sprache im Erleben des Kindes verquickt sich seine Entdeckung der Existenz eines anderen Geschlechts, welche Entdeckung sich somit als persönlicher Verlust signifiziert. Das Gesetz (das Wort des Vaters, das väterliche Gesetz, das das Kind von der Mutter trennt) ist eine Rationalisierung dieses Verlusts. Der Satz: *Du sollst die Mutter nicht begehren*, der ja auch heißt: *Später wirst du andere Frauen begehren dürfen*, hebt den unfaßbaren Verlust auf die verständliche, und daher beruhigende Ebene des Verbots und der gesetzten Grenze. Beim Mädchen wirkt das Gesetz des Vaters kaum mit einer solchen Rationalisierungsmöglichkeit. Ein durch den Vater verkörpert, ausgesprochenes Inzestverbot

in der präödipalen Mutterbindung gibt es eigentlich nicht, wenn der Vater trennend eingreift, dann weil er entweder auf die Mutter oder auf das Kind eifersüchtig ist, und so wird er versuchen, die Mutter oder das Kind zu verführen, seinen Anspruch geltend zu machen, deren Begehren zu erwecken. Der Verlust, den das Mädchen erfährt, spielt sich in der präödipalen Phase ab, und es werden ihm dazu so gut wie keine Rationalisierungen durch das Gesetz anhand gegeben, und das erklärt, warum – völlig gleichgültig wie emanzipiert die Frauen heute sind – ihr Sprechen stärker dem Anspruch verhaftet bleibt, der – ob es sich nun um Identifizierung mit der Vater- oder mit der Mutterimago handelt – eben nie untergeht, da er unerfüllbar bleibt. Es geht in diesem Anspruch darum, einen Verlust signifiziert zu bekommen. Den Verlust zu signifizieren, darum geht es in den Analysen, und aussprechbar, konstruierbar wird er über die mythischen Erzählungen von der Kindheit, die irgendwann – und sei es am Ende der Analyse – die Tragik eines längst zurückliegenden Untergangs beschwören werden.

